

MAREN FRIEDLAENDER

Rheingolf

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



»Und – läutete die Glocke?«

»Nein – es hatte die ganze Zeit keiner vor uns gespielt, also konnte keiner läuten.«

»Leuchtet ein, aber ist das nicht gefährlich?«

»Es ist nie etwas passiert. Auf jeden Fall machte mein Mitspieler, Dr. Spethmann ...«

»Noch ein Arzt?«

»Dr. Spethmann ist Jurist, er machte auf jeden Fall einen Klaseschlag, der – wie es aussah – gut unterwegs zum Grün war.«

»Und Ihr Ball?«

»Upps – touché! Treffen Sie die Männer immer an Ihren Schwachpunkten?« Seine dunkelbraunen Augen versuchten ihre zu fixieren.

Guter Versuch, dachte sie und konterte kühl. »Es war eigentlich nur die Frage nach einem Golfschlag.«

»Eben«, antwortete er mit gespielter Zerknirschung. »Meiner war ein furchtbarer Slice, endete irgendwo rechts zwischen den Bäumen, müsste da noch liegen, den haben wir gar nicht mehr gesucht, wegen der ...«

»Klar – und der dritte Ball?«

»In dem Bunker links vorm Grün – den müssten wir dort finden.«

»Ach, ich dachte, Sie wären gute Spieler mit niedrigen Handicaps?«

»Ist auch so, wir sind alle einstellig«, sagte er mit einem gewissen Stolz. »Die Frage ist doch, was man aus der misslichen Lage macht – wie im Leben«, ergänzte er mit seinem ironischen Lächeln.

»Zweiter Versuch«, notierte sie und ließ sich davon nicht aus der Ruhe bringen. Er erzählte weiter, wie sie die Tote gefunden hatten. Er habe als Arzt natürlich direkt

den Tod feststellen können, und daraufhin hätten sie den Abbruch des Spiels organisiert und die Benachrichtigung der Polizei veranlasst, weil sie sich nicht sicher waren, ob nun der Ball oder was immer für ihren Tod verantwortlich war. Die Umstände seien ein wenig merkwürdig.

»Obwohl – ist gar nicht schlecht, so tot an der Fahne.« Wieder meinte sie bei dieser Erwähnung ein kleines Lächeln zu entdecken. Das sei der Dame im Leben selten vergönnt gewesen, fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu.

»Wie bitte?« Theresa hatte wohl ziemlich verdutzt geschaut, denn nun lächelte er offensichtlich, was ihn ziemlich sympathisch machte.

»Tot an der Fahne« ist auch ein Golfbegriff – meint, dass der Ball dicht neben der Fahne liegen bleibt. Das ist der Traum eines jeden Spielers. Wegen der Doppeldeutigkeit gibt es darüber natürlich eine Menge Witze.«

Die Trauer um die Dame schien bei Dr. Rasmussen nicht gerade überwältigend, aber das allein machte ihn nicht zum Verdächtigen. Außerdem war ihm als Arzt der Tod nichts Fremdes; die meisten Ärzte legten sich einen gewissen Panzer zu, um das Elend nicht zu nah an sich heranzulassen. Theresa merkte, dass sie versuchte, ihn zu entschuldigen, was für eine untersuchende Kommissarin keine gute Idee war.

»Also – tot an der Fahne – war ihr nicht vergönnt. War sie also eine eher schlechte Golferin?« Theresa wollte möglichst viel von dem Spiel verstehen, um bei den nächsten Gesprächen nicht andauernd nachfragen zu müssen.

»Schlechte Golferin? Das ist untertrieben; das, was sie da spielte, konnte man kaum Golf nennen – ist nichts Besonderes, da gibt es einige hier im Club. Haben Sie Lust,

es zu probieren? Ich nehme Sie gern mit auf die Driving Range«, bot er ihr an.

»Vielleicht«, antwortete sie.

Als sie zum Herrentisch zurückkehrten, wurde dort gerade heiß debattiert, ob Rudolf Spethmann nun ein nach den Regeln gültiges Hole-in-one geschlagen hatte oder nicht. Da in der Zwischenzeit weiterer Alkohol geflossen war, wurde die Diskussion entsprechend laut und erregt geführt. Ein Herr blätterte in einem Büchlein und triumphtierte:

»Hab ich's doch gesagt! Regel 19, wenn er sie getroffen hat – Bahnzufall. Hier, hört mal alle zu: Wird der Ball in Bewegung zufällig durch etwas abgelenkt oder aufgehalten, das nicht zum Spiel gehört, gilt dies als Spielzufall und ist straflos. Der Ball muss gespielt werden, wie er liegt. As it lies«, fügte er in schlechtem Englisch hinzu.

»Nicht zum Spiel gehörig, da kann man in diesem Fall mit Fug und Recht von ausgehen, aber lasst doch den Herren-Captain zu Wort kommen!«, grölte einer vom Ende des Tisches und deutete auf Rasmussen.

»Können wir das vielleicht später besprechen, Jungs. Die Kommissarin möchte jetzt mit dir sprechen, Rudolf.«

Rasmussen stellte ihr seinen Mitspieler, den Juristen, vor, nicht ohne Theresa nochmals augenzwinkernd zuzulächeln. Mit demselben flirtiven Unterton, den er fast das ganze Gespräch beibehalten hatte, fragte er dann: »Bin ich aus der Inquisition entlassen? War mir eine Freude. Und mein Angebot gilt – ein kleiner Schnellkurs, jederzeit gern.«

»Wir warten hier auf dich, Rudolf!«, rief ein Herr mit schwerer Zunge dem Juristen hinterher. »Dein erstes Hole-in-one, und diese Wallmann bringt dich um die

Siegesfeier. Die Drinks musst du trotzdem ausgeben. Da kommst du nicht drum herum.«

Das Gespräch mit Dr. Spethmann verlief nüchtern und kurz. Er bestätigte alles, was der Arzt berichtet hatte und fügte nur hinzu, dass sein Ball im Loch gelegen habe und er im Übrigen nicht wissen könne, ob er Frau Wallmann getroffen habe oder nicht.

»Das wird die Gerichtsmedizin feststellen, Herr Dr. Spethmann«, konstatierte Theresa und wollte von ihm noch wissen, woher er überzeugt sein könne, dass es sein Ball war, der da im Loch lag.

»Beim Beginn der Runde geben wir alle an, welchen Ball wir spielen werden. Man muss in der Lage sein, auf dem Platz seinen eigenen Ball zu identifizieren, und die Mitspieler müssen das natürlich kontrollieren können.«

»Wo ist Ihr Ball?«

»Wie bitte?«

»Na, Ihr Ball, der im Loch lag?«

»Ach so, den habe ich mitgenommen. Ein Hole-in-one-Ball ist eine Trophäe, die lasse ich mir auf ein Silberpodest montieren.« Ein kurzes trockenes Lachen folgte auf diese Bemerkung. Bisher war Theresa nie klar gewesen, was die Leute meinten, wenn sie von einem trockenen Lachen sprachen. Als sie Spethmann hörte, wurde es ihr schlagartig bewusst. Wie konnte ein Lachen humorlos sein, und doch war es so: unsympathisch und humorlos. Ein unangenehmer Mann.

»Gut, gut, aber dieser ist auch ein Beweisstück, das sollten Sie als Jurist doch wissen, vielleicht sind Spuren daran« – Sie Blödmann, ergänzte Theresa still für sich.

Er schaute sie ziemlich betroffen an.

»Meinen Sie wirklich, dass ich sie getroffen habe?«

»Ist doch schön, dass sich hier endlich ein Lebewesen um die arme Frau da draußen Sorgen macht.« Theresa merkte, wie der ganze Verein sie allmählich ankotzte.

»Kann ich den Ball jetzt haben?«, fragte die Kommissarin, sich nur mühsam beherrschend. Als er das Corpus Delicti aus seiner Tasche zog, rollte sie mit den Augen.

»Das zum Thema Spuren.«

Sie zog einen Handschuh an, nahm den Ball entgegen und ließ ihn in eine Plastiktüte fallen.

»Und ja«, kam sie ihm zuvor, »Sie können den Ball später wiederbekommen.«

Der dritte Herr aus dem Flight erregte schon bei den ersten Begrüßungsworten Theresas Missfallen. Er benutzte den lokalen Dialekt auf merkwürdig gedrechselte Weise. Es sollte vornehm klingen. In Hamburg ging das, in München mit dem bayerischen Dialekt zur Not auch – in Köln war es peinlich, eben ein Kölscher, der in dem Umfeld des feinen Golfclubs seine Herkunft zu kaschieren versuchte. Die hiesige Mundart, die auf dem Markt in Nippes fröhlich und natürlich klang, verlor, derartig gequält, ihren Charme.

»Willi Wirtz«, stellte der dritte Golfspieler sich vor.

Theresa überlegte angestrengt, wo sie den Namen schon einmal gehört oder gelesen hatte. Im Zusammenhang mit Baukorruption oder irgendeinem politischen Skandal im allgegenwärtigen Kölner Klüngel? Oder hatte Wirtz einfach nur die Schlachtereier im Veedel? Wieso nur klang in dieser Stadt alles ein bisschen wie im Hänneschen Theater? Selbst eine Straftat wie Korruption bekam den niedlichen Klüngel-Anstrich verpasst. Und Herr Wirtz fügte sich nahtlos in diese Szene ein. Zwei Kölsch zu viel, und der Typ krakeelte laut herum, wurde